

Apokopierung, bis gegen 1500, dem Zeitpunkt ihrer Vollständigen Durchführung im Oberdeutschen.“ Es wird der zeitliche und räumliche Ablauf der Apokopierung auf Grund der einzelnen grammatischen Kategorien und ihrer Funktionen verfolgt; man vgl. in Lindgrens Buch auf S. 149—176 die Tabellen 1 und 2, die eine Zusammenstellung der Ergebnisse aus den einzelnen Denkmälern bringen und in Prozenten anzeigen, wie weit das -e jeweils erhalten ist. Auf S. 178 befindet sich die den Ablauf der Apokope veranschaulichende Tabelle 3, deren Prozentzahlen die nicht apokopierten Fälle angeben (Abdruck bei Sauerbeck S. 216). Wir greifen heraus die Stelle: „Die Tabelle zeigt, daß die Apokope zuerst, im 13. und Anfang des 14. Jhs., im Bairischen auftritt. Etwa hundert Jahre später folgen das Ostfränkische und das Schwäbische, noch etwas später das Ober- und das Niederalemannische. Im Rheinfränkischen tritt die Apokope im 15. Jh. auf, aber gelangt nicht vor 1500 zum Abschluß. Im Ostmitteldeutschen ist sie gar nicht eingetreten. Das Böhmisches zeigt die typische Mittelstufe zwischen Bairisch und Ostmitteldeutsch: die Apokope tritt schon im 14. Jh. auf, aber gelangt nicht zur vollständigen Durchführung.“ Die Behauptung Lindgrens, daß die Apokope im Ostmitteldeutschen gar nicht eingetreten ist, wird sich wohl nicht durchsetzen, wenigstens nicht restlos, wie ich auf Grund des mir zu Gebote stehenden Materials urteilen möchte. Es müßten zuerst andere, bislang unzugängliche Quellen ostmitteldeutscher Herkunft untersucht werden. — Dann werden von Sauerbeck viele Belege zur Apokopierung nach 1500 gebracht und willkommenerweise einzelne Wörter wie *unde*, *ane*, *sante*, dann die Suffixe *-unge*, *-inne*, *-nisse* und die Pronominalformen *ime*, *deme*, *weme* eingehend untersucht. Das dritte Kapitel befaßt sich mit Sproßvokalen, und zwar zwischen Vokal und Konsonant und zwischen Konsonanten (S. 267—304). Über epithetisches -e handelt das vierte Kapitel (S. 305—364), in dessen Einleitung Zusammenfassendes zum epithetischen -e bis a. 1500 geboten wird. Hier fußt Sauerbeck auf den Ergebnissen von Lindgrens Untersuchungen, der mit Hilfe seiner komplizierten mathematisch-statistischen Methode in der Tabelle 7 (a. a. O. S. 200) einzelne Ziffern für die relative Frequenz der epithetischen -e (errechnet für je 1000 Normalverse) in den von ihm untersuchten Denkmälern erstellt hat. Sauerbeck druckt diese Tabelle S. 306 ab. Nach Lindgren sind in dem nicht apokopierenden Ostmitteldeutschen Formen mit ganz unbersichtigtem epithetischen -e beinahe unbekannt. Sauerbecks „Weitere Belege zur Epithese des -e,“ (307—364), zu denen man eine Reihe einzelner Belege aus noch ungedruckten Quellen beisteuern könnte, bilden den Abschluß der überaus verdienstvollen und unentbehrlichen Arbeit.

Leopold Zatočil

Empfehlungen zum Gebrauch des Konjunktivs beschlossen von der Kommission für wissenschaftlich begründete Sprachpflege des Instituts für deutsche Sprache formuliert von *Siegfried Jäger* aufgrund seiner Monographie „Der Konjunktiv in der deutschen Sprache der Gegenwart“ (1970). Pädagogischer Verlag Schwann. Düsseldorf. 1970. 90 Seiten.

Die überaus komplizierte Problematik des Konjunktivgebrauchs, vor allem in der indirekten Rede, hat den Anstoß dazu gegeben, sich mit der erwähnten Arbeit auseinanderzusetzen und anhand einiger Beispiele darauf hinzuweisen, daß der Sprachgebrauch in manchen Fällen noch komplizierter ist, als er bisher dargestellt wurde. Ziel unserer Ausführungen ist es nicht, die aufgezeigten Probleme zu lösen, sie wollen nur einige Vorschläge zu einer weiteren möglichen Diskussion vorlegen.

Das Positive an Jägers Studie ist vor allem darin zu sehen, daß sie ein sehr reichhaltiges Material ausgewertet hat, so daß anzunehmen ist, daß es „für die allgemeine deutsche geschriebene Hochsprache der Gegenwart repräsentativ ist“. (S. 14) (Natürlich ließe sich Jägers Korpus auch gewisse Beschränktheit aussetzen: Er berücksichtigt überhaupt nicht die Hochsprache in der DDR, in Österreich und in der Schweiz. Einer bestimmten Einseitigkeit ist sich auch der Verfasser der Studie bewußt, indem er darauf hinweist, daß die Texte alle der geschriebenen Hochsprache angehören. „Daher können die Empfehlungen nur für diese Sprachschicht Gültigkeit beanspruchen.“ (S. 14.)

Die Einteilung der Konjunktivformen in Konjunktiv I und Konjunktiv II (weiter nur KI und KII) ist zwar schon seit längerem gebräuchlich und bekannt, dennoch sollte vom Standpunkt des tschechoslowakischen Deutschlehrers aus nicht übersehen werden, wie rigoros sich Jäger dieser Termini bedient. In den meisten tschechoslowakischen Deutschlehrbüchern überwiegt nämlich noch die traditionelle Klassifizierung nach den einzelnen Zellformen, was natürlich den Funktionen des Konjunktivs nicht entspricht. Es wäre eine besondere Aufgabe zu untersuchen, welche Vorteile die Einführung der moderneren Termini in den alltäglichen Fremdsprachenunterricht hätte, wobei auch diese Bezeichnung nicht die beste Lösung darstellen würde.

Das erste Kapitel Jägers „Empfehlungen“ befaßt sich mit dem Konjunktivgebrauch in der indirekten Rede. Seiner Ansicht nach lassen sich als indirekte Rede nur solche Sätze auffassen, die direkt von einem Verbum oder Nomen dicendi abhängig sind (oder wo sich ein solches er-

gänzen läßt) und die einen eindeutigen KI enthalten (oder wo sich die finite Verbform ohne bedeutende Informationsänderung durch eine K-I-Form ersetzen läßt). Die eigentliche Funktion des KI in der indirekten Rede ist also die Kennzeichnung der mittelbaren Wiedergabe, d. h. des zeitlichen Abstands zwischen der Sprechgegenwart des augenblicklichen Sprechenden und einer anderen Sprechgegenwart. Dort, wo es diesen zeitlichen Abstand nicht gibt, kann von indirekter Rede nicht gesprochen werden. Die Behauptung jedoch, daß bei fehlendem regierendem Ausdruck in Relativsätzen der KI obligatorisch sei, da durch den Indikativ der Satz „eine entschieden andere Information“ (S. 19) erhalte, dürfte nicht exakt genug sein. Unserer Ansicht nach sollte ergänzt werden, daß durch den Indikativ nur dann eine Informationsänderung zustande kommt, wenn im Vortext kein Leitkonjunktiv steht. Z. B.: „Weiter meint er, man müsse mit Hilfe des verbliebenen Gefühls in jene Richtung suggeriert werden, auf die er es abgesehen hat.“ (Volksstimme, 12. 6. 1971) Der Indikativ im abhängigen Satz ist zweifellos als „Referat“, nicht als „Bericht“ aufzufassen.

Dieses von uns angeführte Beispiel wollte u. a. auch die bekannte Tatsache demonstrieren, daß der gegenwärtige Gebrauch des Konjunktivs in der indirekten Rede sehr oft nicht den allgemein bekannten Regeln entspricht. Man könnte eine Reihe von Belegen anführen, die aufweisen, wie — zumindest in der Zeitungssprache — Indikativ- und Konjunktivformen wechseln, ohne daß die Information dadurch gestört oder verändert wird; folgender Beleg aus der Leipziger Volkszeitung vom 3. 7. 1971 möge dies beweisen: „Einheiten der US-Armee in Vietnam sammeln ‚Punkte‘ für ermordete Vietnamesen. Diese und andere Grausamkeiten enthüllt... Oberstleutnant Herbert in einem Film des britischen Fernsehens. Herbert bestätigt darin Mord und Folterungen an vietnamesischen Gefangenen. Im Februar 1969 sei er Zeuge eines Massenmordes an 15 Gefangenen geworden. Er habe weiter gesehen, wie eine vietnamesische Frau mit einem Messer in der Brust festgehalten worden sei. Ein Kind klammerte sich an sie, während ein zweites von den Soldaten bestialisch ermordet wurde.“ Die Indikativformen im letzten Satz könnten sicherlich durch eindeutige K-I-Formen ersetzt werden, dennoch wird sie jeder Leser als Fortsetzung des „Referats“, und nicht als „Bericht“ auffassen. Es waren in diesem Fall stilistische Gründe, die den Indikativ erforderten. (Unübersichtlichkeit, Langwierigkeit, Monotonie u. ä.)

Noch komplizierter ist der Gebrauch des KII in der indirekten Rede. Die Ersatzfunktion des KII führt dazu, daß — wie S. Jäger feststellt — in vielen Fällen nicht festzustellen ist, welche Verbform ursprünglich in der direkten Rede gestanden hat. 32,2 Prozent von den insgesamt 1326 untersuchten Sätzen mit dem KII gehören dieser Kategorie an. (S. 26) Daraus wird geschlossen, daß bei KII in indirekter Rede die Eindeutigkeit der Information gefährdet ist. (S. 27) Zugleich wird aber auch darauf hingewiesen, daß der KII als Mittel besonderer Redeabsicht verwendet werden kann, wenn dadurch keine Mißverständnisse entstehen.

Unserer Ansicht nach wird in der Studie den Umschreibungen mit „würde“ + Infinitiv zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Es wurde zu wenig die Tatsache betont, daß diese Konstruktionen auch irrealer Bedeutungen haben. Jäger beschränkte sich auf die Feststellung, daß von den insgesamt 412 würde-Gefügen 198 im inneren Monolog stehen. „Die restlichen stehen entweder in Sätzen, die bei Rückführung in die direkte Rede den Konjunktiv II beibehalten, oder in Sätzen, bei denen die Aussage zukunftsbezogen ist. Hier besteht oft Unsicherheit, ob bei der Rückführung in die direkte Rede Indikativ oder Konjunktiv II stehen müßte.“ (S. 26) Übergangen wurde auch der Umstand, daß (wohl vor allem) im österreichischen Deutsch die Tendenz besteht, nicht eindeutige K-I-Formen, bzw. die als Ersatz dienenden K-II-Formen durch die Umschreibung „würde“ + Inf. Präs. zu ersetzen. Als Beleg dafür sei nur ein Beispiel aus der österreichischen Presse angeführt: „In einem ORF-Interview bestritt er (Kreisky) gestern, daß zwischen der SPÖ und den Kamaradschaftsbänden ein ‚gespanntes Verhältnis‘ bestehe. Vielmehr würden ihnen einige führende Mitglieder der SPÖ angehören. ... Lütgendorf habe nichts gegen die Sozialistische Partei gesagt.“ (Volksstimme, 15. 5. 1971) Eine zukunftsbezogene oder irrealer Bedeutung der „würde“ + Infinitiv-Fügung ist nicht möglich. Diese Tendenz, modusambivalente K-I-Formen bzw. die als Ersatzformen dienenden K-II-Formen durch „würde“ + Infinitiv zu ersetzen, dürfte im „Österreichischen“ auch dadurch bestärkt werden, daß in der österreichischen Umgangssprache „würde“ + Infinitiv durch „möchte“ + Infinitiv ersetzt wird. (**Wenn ich Zeit haben möchte, möchte ich dir schreiben. Statt: Hätte ich Zeit, würde ich dir schreiben.*)

Um das festgesetzte Ziel dieser kurzen Ausführungen nicht zu überschreiten, erwähnen wir nur den Inhalt der folgenden Kapitel der „Empfehlungen“. Laut S. Jäger kann in irrealen Vergleichssätzen „der Konjunktiv I, der Konjunktiv II oder der Indikativ stehen, wenn sie von einem Obersatz regiert werden“. (S. 29) Wenn auch in Jägers Korpus Indikative in Vergleichssätzen nach „als ob“ nicht gebraucht werden (S. 31), sollte das nicht zur Feststellung führen, daß der Indikativ „nur für die geschrieben Hochsprache nicht empfohlen werden“ kann. (S. 49) Walter Flämig z. B. führt drei Belege mit dem Indikativ an und zieht folgenden Schluß: „Das

bedingende Element wird durch die einleitenden Partikeln als ob, wie wenn ausgedrückt.“ (W. Flämig. Zum Konjunktivgebrauch der deutschen Sprache der Gegenwart, Akademie-Verlag Berlin, 1959, S. 100). Auch der Mannheimer Duden führt vier Belege mit dem Indikativ an und hält ihn für angebracht. (Großer Duden, Band 9, Bibliographisches Institut Mannheim, Dudenverlag, 1965, S. 41)

Am wenigsten problematisch erscheint bei Jäger der Konjunktivgebrauch in Wunsch- Final- und Konzessivsätzen. Das vierte Kapitel der Studie befaßt sich mit dem KII in irrealen Konditionalgefügen bzw. in deren Kurzformen und in Finalsätzen. Das untersuchte Material beweist u. a., daß das alte „wenn-würde-Verbot“ nicht mehr aufrechtzuerhalten ist, aber es widerlegt auch die Ansicht, „die würde-Umschreibung sei auf dem Weg zum Einheitskonjunktiv“. (S. 39) Da in Finalsätzen der KII der Information des Satzes nichts Neues hinzufügt, ist in diesen der Indikativ zu bevorzugen. (S. 40) Die Belege bei W. Flämig zeigen jedoch, „daß in zweigliedrigen Sätzen häufig das erste Glied den Konj. I, das zweite Glied den Konj. II aufweist. ... Beide Konjunktive stellen in diesem Zusammenhang Gradunterschiede dar.“ (a. a. O., S. 153)

Abschließend sei gesagt, daß trotz der angeführten Einwände Jägers Studie ein sehr nützliches und brauchbares Werk darstellt, vor allem für den Deutschunterricht; es hilft, manche Probleme anders zu betrachten, ja es könnte und sollte dazu beitragen, daß der den Konjunktiv betreffende grammatische Lehrstoff neu durchdacht wird. Es ist nur zu bedauern, daß das Studium dieses Buches durch den sehr umfangreichen und ziemlich unübersichtlich gestalteten Anmerkungsapparat in der Mitte des Buches (S. 43–50) erschwert wird.

Otto Hájek

Marcel Cohen: Une fois de plus des regards sur la langue française. Paris, Editions sociales, 1972

Par son nouveau volume de „Regards“ M. Cohen continue à défendre les manifestations de l'évolution du français contre ceux qui s'en alarment craignant pour la pureté de la langue. Ce volume est déjà le cinquième dans la série „Regards“ et celui-ci réunit les articles parus dans l'Humanité du 6 juin 1967 au 31 août 1970. L'auteur les a groupés en cinq parties. Il remarque que vu la grande variété de sujets il y a forcément un certain chevauchement et que le caractère de certaines parties est hétérogène.

Dans la première partie M. Cohen donne non seulement une liste de sujets possibles pour une enquête sur le français d'aujourd'hui, mais aussi des conseils sur la façon de procéder soulignant la nécessité d'une démarche combinant la conversation spontanée et la conversation dirigée.

Pour les observateurs grammairiens, il désigne comme „point chaud“ par exemple la question des mélanges du passé simple et du passé composé, admettant que ce trait de la langue écrite peut se développer même dans la langue parlée. Il recommande aussi d'observer l'usage des formes surcomposées qui commencent à apparaître dans les grammaires. Il nous invite aussi à examiner les mélanges du conditionnel passé et de sa variante — du subjonctif plus-que-parfait, etc.

La tendance à éviter l'inversion du sujet dans l'interrogation mérite aussi un examen attentif. L'auteur indique même quelques ouvrages qui pourraient être utiles pour cette sorte de recherches. Il ajoute aussi quelques informations à propos de l'emploi des patois dans différentes régions.

La 2^e partie est consacrée aux questions de la prononciation, surtout de celle des enfants. L'auteur parle de certains défauts de leur prononciation. Dans trois chapitres, il s'occupe de liaisons.

Dans la 3^e partie, l'auteur complète certains paragraphes de grammaires usuelles par des apports tirés de l'état contemporain de la langue et rectifie aussi certains des erreurs qu'on y peut parfois trouver. Nous partageons vivement son avis favorable sur la Grammaire pratique du français d'aujourd'hui de G. Mauger, car tous les niveaux y sont décrits conjointement et elle est utile avant tout aux étrangers.¹⁾

Parlant des substantifs M. Cohen souligne qu'aucune marque générale ne permet de reconnaître le genre du substantif à sa place dans le dictionnaire. Il rappelle différentes hésitations (par exemple „le professeur“ ou „la professeuse de ma fille“, „un après-midi“ ou „une après-midi“ et aussi des hésitations pour la marque du pluriel („des après-midi“ ou „des après-midis“).

Traitant la question du comparatif M. Cohen compare sa situation en français avec celle qu'il a dans d'autres langues. Il rappelle certains comparatifs latins qui ont passé en français où

¹⁾ G. Mauger, *Grammaire pratique du français d'aujourd'hui*, langue parlée, langue écrite, Paris, Hachette, 1968. Nous l'avons appréciée aussi de ce point de vue dans notre compte-rendu dans la revue *Philologica Pragensia*, 1970, 3, (p. 175–76).